

grundsätzlich immer tun, verleihen wir damit der zunächst empirisch erscheinenden Hypothese die Immunität einer analytischen Aussage.

Ich halte es nicht prinzipiell für unangemessen, so zu verfahren. Es gibt die Möglichkeit, eine brauchbare Theorie einzusetzen, um die Beschaffenheit einer Situation zu klären. Wenn wir z.B. anzweifeln, was eine andere Person uns über ihre Absichten gesagt hat, dann betrachten wir genau, was sie sonst noch sagt und tut, und versuchen, unsere Absichtshypothesen damit in Einklang zu bringen – und dabei setzen wir die Rationalität dieser Person voraus: daß sie in Einklang mit eigenen Zielen und Überzeugungen handelt. Psychologen setzen manchmal Theorien ein, um situative Annahmen zu korrigieren (etwas, was übrigens auch Physiker und Ingenieure tun). Die entscheidende Frage ist jedoch, ob *dies das einzige ist*, was die empirische Psychologie tut, denn dies würde bedeuten, daß sie grundsätzlich etwas anderes macht, als sie zu tun meint bzw. vorgibt. Es gibt Täuschung in der Wissenschaft, und sicherlich auch ein gewisses Maß an Selbsttäuschung. Um eine derart gigantische Selbsttäuschung überzeugend zu begründen, müßte man jedoch ungeheuer starke Argumente vorweisen können, und solche Argumente vermag ich in der bisherigen Diskussion nicht zu erkennen.

* * *

Wolfgang Maiers

Zur Einheit des »nomologischen« und des »intentionalen Denkmusters«

Ich möchte über das Verhältnis zwischen »intentionalen« und »nicht-intentionalen« Theoriekonstruktionen sprechen und hierbei besonders eine vorhin schon mehrfach angesprochene Problematik in den Vordergrund rücken, nämlich die des Dualismus.⁵

Die von Klaus Holzkamp vorgetragene Diagnose impliziert: Das Selbstverständnis der sog. »nomologischen Psychologie« (Herrmann, 1979) erweist sich darin als Mystifikation, daß der klassisch im äußeren Widerstreit einer »erklärenden« und einer »verstehenden Psychologie« manifest gewordene innere Widerspruch unserer Disziplin bezüglich des Verhältnisses von kausaler Determiniertheit und Handlungs-/Willensfreiheit durch die Universalisierung der »variablenpsychologischen Bedingungsanalyse« entgegen damit verbundenen Ansprüchen nur scheinbar gelöst wurde und als unerkannter Wechsel zwischen einem »Bedingtheits-« und einem »Begründetheitsdiskurs« inmitten der Theoriebildung der experimentell-statistischen Psychologie fortlebt.

Dieses Selbstmißverständnis der Psychologie wird in ihrer Kritik erstaunlicherweise nicht zur Sprache gebracht. Statt dessen wird die offizielle Rhetorik,

einer für natur- und sozialwissenschaftliche Gegenstände gleichermaßen geltenden Logik deduktiv-nomologischer Erklärungen bzw. prognostischer Schlüsse zu folgen (vgl. Herrmann, a.a.O.), für bare Münze genommen und demgemäß die »szientistische Imitation« einer (angeblich) naturwissenschaftsgeprägten Wissensstruktur für die Sinnfremdheit, Subjektlosigkeit und Lebensferne des psychologischen Mainstreams verantwortlich gemacht.⁶ Unter der genannten Voraussetzung nimmt es nicht wunder, wenn Gegenentwürfe einer auf die Kulturspezifität und insofern Historizität menschlichen Handelns und Erlebens abstellenden »Subjektpsychologie« sich abstrakt-antithetisch zum unterstellten naturwissenschaftlichen Monismus begründen. Dort, wo Handeln in den Bedeutungskontexten der Lebenswelt, die Authentizität unmittelbarer Erfahrung und ähnliches thematisiert werden, geschieht dies zumeist mit der Absicht, Gegenstandsbereiche zu erschließen bzw. an der im traditionellen Tatsachenblick erfaßten Gesamttotalität eine Dimension zu eröffnen, die unverkürzt nur in einem auf »Sinnkonstitution« und »Sinnverständnis« bezogenen Sprachspiel erfaßt werden könnten und die herkömmlichen Domänen bzw. Sichtweisen ergänzen sollen.

Das dualistische Denkschema findet sich nun auch bei Vertretern der kritisierten Richtung selbst, etwa wenn Theo Herrmann (1987a, b), entsprechend der in die (wie es bei ihm heißt) »Doppelnatur« des Menschen eingeschriebenen Polarität von Natur und Kultur, Naturgesetzlichkeit und freier Subjektivität, zwei gleichermaßen berechnete, nicht aufeinander reduzierbare Denk- und Redemuster in der Psychologie konzidiert, das »nomologische« und das »intentionale«. In meiner Sicht, die ich hier leider nicht ausführlich darlegen kann, zeigt es eine prekäre Lage einer Disziplin an, wenn darin bezogen auf ein und denselben Gegenstand, genauer: dieselbe Gegenstandsebene, disparate methodologische Zugriffe und Aussagensysteme – eben jene »Bedingtheits-« bzw. »Begründetheitsdiskurse« – vorgesehen werden. Ich will versuchen zu verdeutlichen, wieso die Kritische Psychologie »begründetes Handeln« als Zentralkonzept einführt, das für Kernbereiche der Psychologie theoriesprachliche Einheitlichkeit konstituiert und die auf ein unspezifisches Niveau verweisende Elementarkategorie des »Verhaltens« in sich aufhebt. Ich wähle, um dies zu veranschaulichen, den Weg einer (exemplarisch gemeinten) Auseinandersetzung mit einem auf den ersten Blick gleichsinnigen Ansatz, nämlich dem »Forschungsprogramm Subjektive Theorie (FST)« von Norbert Groeben, Brigitte Scheele u.a. (vgl. z.B. Groeben, 1986; ders., 1991; Groeben et al., 1988).

Das FST zielt auf die Überwindung der »Monismus-Dualismus-Dichotomie« in einer »integrativen« Wissenschaftskonzeption, die dem Verstehen eine mehr als bloß heuristische Erkenntnisfunktion beimesse und zugleich das subsumtionstheoretische Modell der Kausalerklärung beibehalte. Zugrunde liegt dieser wissenschaftstheoretisch-methodologischen Bestimmung der zweifelsohne relevante Versuch, im Objektbereich der Psychologie »emergente«, d.h. nicht

aufeinander reduzierbare, Gegenstandseinheiten auszumachen: »Handeln«, »Tun« und »Verhalten«. Den Optimalfall einer realitätsangemessenen, rationalen Reflexivität stellt in dieser Sicht eine handlungsleitende Selbstinterpretation dar, die sowohl die Absicht zur Erreichung eines Ziels als auch die Entscheidung für eine als Mittel ausgewählte Handlung umfaßt. Dem stünden nun eine Fülle von Phänomenen gegenüber, in denen die vom Handelnden (in seiner »subjektiven Theorie«) beschriebenen Gründe von dem abwichen, was aus einer externen Beobachter-Perspektive als realer Grund – als »motivationale Ursache«, heißt es – akzeptierbar scheine. Versuche, solche Intentions-Motivations-Diskrepanz – wie etwa das psychoanalytisch beschriebene Phänomen der Rationalisierung – handlungstheoretisch einzuordnen, überdehnten den Handlungsbegriff, insofern sie auch nicht bewußt intendierte Prozesse hierunter subsumierten, also mit der Vorstellung einer »nicht-absichtlichen Absichtlichkeit« operierten. Mit der Kategorie des »Tuns« für solche Tätigkeiten, deren Sinn der Akteur selber nicht vollständig einsehe, die er nicht bewußt vollziehe oder partiell nicht einmal willentlich beabsichtige, sollen einerseits der Handlungsbegriff auf seine anthropologische Kernintension: Reflexivität und potentielle Rationalität, und andererseits der Verhaltensbegriff auf die angemessene Bedeutung einer eher unwillkürlichen umweltkontrollierten Reaktion ohne Intentionalität zurückgeführt werden. Forschungsmethodisch sei zunächst die Konzeptualisierung von »Handlungen« zu versuchen. In einer hermeneutischen Verstehensphase werde die Innensicht des Akteurs wissenschaftlich rekonstruiert, wobei dessen Konsens über die Adäquanz dieser Rekonstruktion entscheide. In einer nachgeordneten, aber als übergeordnet angesehenen Phase der »explanativen Validierung« gelte es dann, die Realitätsangemessenheit der zunächst »kommunikativ validierten« intentionalen Selbstbeschreibung mit den üblichen beobachtenden Methoden gemäß falsifikationstheoretischem Wahrheitskriterium zu prüfen. Die Unterscheidung der Zweiphasenstruktur sehen die Vertreter des FST im Falle von Tuns-Einheiten – ich will die Verhaltens-Einheiten hier weglassen –, darin, daß der Forscher die »eigentlichen« Motive des Erkenntnisobjekts – Groeben spricht vom »Erkenntnisobjekt« – in einer »monologischen Hermeneutik« erschließe, über die intersubjektive Übereinstimmung zwischen Experten hergestellt werde. Soweit sehr knapp deren Konzeption, ich komme nun zu einigen Einwänden.

Zunächst einmal möchte ich fragen: Wenn das Explizieren des Nicht-aufder-Hand-Liegenden, Ambivalenten, Devianten, Bizarren usw. im menschlichen Handeln und Erleben in die Kompetenz der Psychologie fällt, ist es dann angemessen, das »Tun« lediglich als Rest- und nicht als die eigentlich interessante Kategorie aufzufassen, an deren Inhalten zumal die Geltung eines – um restriktive Varianten zu erweiternden – Begriffs »begründeten Handelns« sich zu bewähren hätte?

Problematisch ist die mit der Diskrepanzvorstellung verbundene Entgegenstellung von »subjektiv gemeinter Intention« und »objektiv zutreffender

Motivation«. Zum ersten liegen »Intention« und »Motivation« begrifflich nicht auf einer (Vergleichs-)Ebene, sondern sind prinzipiell analytisch auseinanderzuhalten, insofern eine Handlungsintention (abgesehen von ihren objektiven Prämissen in den jeweils gegebenen Umständen) auf Interessenlagen bezogen, d.h. in bestimmten Motiven qua Bedürfnis-Ziel-Verbindungen subjektiv fundiert ist. Und zweitens sind es charakteristischerweise gerade konkurrierende oder gar konfligierende Motivationen, die in die Fassung von Handlungsvorsätzen eingehen – derart, daß mit den aktuell durchschlagenden Interessen und Begründungsprämissen andere verworfen oder auch aus dem Bewußtsein verdrängt werden. Sie werden damit nicht eo ipso psychologisch bedeutungslos, sind also bei der Handlungsanalyse ggf. mitzubedenken.

Als effektive Beweggründe sind Handlungsgründe immer »je mir«, also phänomenal gegeben. Spricht man also von »realen Gründen«, um damit intersubjektiv validierte Gründe auszuzeichnen, so schließt dies deren phänomenalen Existenzmodus weiter mit ein. Ansonsten mag die Unterscheidung »phänomenal« vs. »real« sinnvoll sein, um zwischen dem, was mir in unmittelbarkeitsverhafteter Sicht naheliegend scheint, und dem, was im Sinne realer Möglichkeiten zur Überschreitung von scheinbar blinden Faktizitäten als problemlösungsorientiert objektivierbar ist, zu differenzieren. Handlungswirksam kann letzteres wiederum nur als Lebensraumtatbestand für das betroffene Subjekt sein. Angesprochen ist hier ein diachrones Verhältnis zwischen einer Initialproblematik von widersprüchlichen Begründungsfiguren, die den subjektiven Lebensvollzug behindern, und der theoriegeleiteten Herausarbeitung von Möglichkeiten, diese Beschränkungen in einer praktischen Erweiterung der Verfügung über die relevanten Handlungsbedingungen zu überwinden. Das Außenkriterium, an dem sich die von dem Betroffenen zu eigen gemachte hypothetisch »tiefer« Begründungseinsicht empirisch zu bewähren hat, ist ein ausweisbarer Zusammenhang zu einer subjektiv befriedigenderen Lebenspraxis. Diese »Einheit von Erkennen und Verändern« übersteigt die Grenzen bloßer »dialog-hermeneutischer« Erkenntnisbildung, und sie bietet – wie mir scheint, ohne Einbuße an methodischer Strenge – eine Alternative zu der problematischen Folgerung, daß, da für die Aufhellung der »eigentlichen« Beweggründe das Hinterfragen von Handlungsbegründungen durch Dritte unerlässlich sein mag, die Prüfinstanz für diesbezügliche explikative Hypothesen nur in einem distanzierten Beobachterstandpunkt liegen könne. Bei einem solchen Perspektivenwechsel stellte sich mir die Frage, was eigentlich die Vorordnung einer erklärtermaßen nicht bloß heuristischen Verstehensmethodik an der Struktur der explanativen Forschungsphase ändere, und ob dann also ein Konzept »komplementärer« Methodologien, das »objektivierende« und »subjektivierende« Erfahrungsmodi als solche unbetreffen läßt, grundsätzlich geeignet sei, die Dichotomie zu überwinden.

Die bei Groeben et al. erhaltene Zäsur zwischen vermeintlichen Begründungen und wirklichen Motiven, also in der einschlägigen philosophischen Unter-

scheidung: zwischen »Gründen« und »Ursachen«, kann im Hinblick auf die für menschliche Praxis spezifische Kausalität in der skizzierten Form von Beweggründen des Handelns nicht akzeptiert werden. Die vermeintlich begriffliche Inkoherenz, bei der handlungstheoretischen Einordnung der Intentions-Motivations-Diskrepanz mit einer »nicht-gewollten Intention« operieren zu müssen, ist dann hinfällig, wenn man »Realwidersprüche« nicht für »logische Widersprüche« hält und von vornherein in das Konzept der Handlungsintention den möglichen Tatbestand konfligierender Interessenlagen, ihrer Verleugnung und so weiter mit einbezieht. Dies allerdings erfordert, die Privilegierung »zweckrationalen Handelns« zu revidieren bzw. den kategorialen Kern des Handlungskonzeptes – »Reflexivität«, »potentielle Rationalität« – nicht in »kognitivistisch« verengter Weise empirisch aufzufassen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang, quasi als Testfall, kurz auf das »Unbewußte« eingehen, das ja anscheinend als für das handlungstheoretische Paradigma prinzipiell problematisch angesehen wird. Meine Gegenthese lautet: Unser Konzept »bewußter Handlungsbegründungen« steht zum Freudschen Konzept des »dynamischen Unbewußten« nicht in Widerspruch. Dieses bezeichnet durchaus keine anthropologische »irrationale« Letzttheit: Als partielle Negation von Begründungszusammenhängen kann es außerhalb deren Kontextes überhaupt nicht gedacht werden. Begreifbar wird »die subjektive Notwendigkeit und Funktionalität der Verdrängung ins Unbewußte nur als Versuch (...), den Diskurs einer aus den Lebensinteressen (wie ich sie wahrnehme) begründeten, 'vernünftigen' Lebensführung trotz damit nicht zu vereinender 'anstößiger' Impulse in seiner Geschlossenheit aufrechtzuerhalten« (Holzkamp, 1993, 30). Verdrängung, Rationalisierung und dergleichen sind also nicht unmittelbare Effekte bestimmter Bedingungen, sondern haben als solche bestimmte Gründe, in die gewisse Bedingungen als Prämissen eingehen: nämlich, die Handlungsfähigkeit in einem restriktiven Handlungsraum, der mich fremdgesetzter Rationalität unterwirft, nur gewinnen zu können, wenn das eigene, sozusagen »bessere«, Wissen, das ich selbst durch Verzicht auf mögliche Erweiterung dieses Rahmens an der Beeinträchtigung meiner Lebensqualität und Befindlichkeit mitverantwortlich beteiligt bin, permanent abgedrängt wird.

Analog wäre – das kann ich nicht mehr ausführen – auch bei »psychischen Störungen«, bei Abhängigkeitsmustern wie »Sucht« usw. das unverständliche Tun als Sonder- oder Grenzfall begründeten Handelns und subjektiver Funktionalität zu entschlüsseln. Die zugrundeliegenden Handlungsorientierungen mögen, das ist zugegeben, im Extrem uns Außenstehenden keinen nachvollziehbaren, kommunikativen und verstehenden Zugang mehr bieten. Gleichwohl sind mit Blick auf solchen »Eigensinn« Irrationalitätszuschreibungen durch Dritte, auch Wissenschaftler, nicht zu rechtfertigen. Die Unverständlichkeit von Erscheinungsformen menschlicher Befindlichkeit und Handlungsfähigkeit geht nicht auf deren reale Unbegründetheit zurück, sondern verweist auf die Verborgenheit

ihrer Begründungsprämissen. Insoweit handelt es sich bei den vorstehend genannten Sachverhalten nicht um Anomalien eines Handlungsparadigmas.

Ich wiederhole nochmals: Gründe als solche müssen nicht bewußt sein, vorgebliche Gründe mögen die wahren verschleiern, usw. Erforderlich ist allein, daß die Gründe in irgendeiner Weise einen Aspekt des subjektiven Erfahrungszusammenhangs des Individuums bilden, d.h. grundsätzlich für das Subjekt rekonstruierbar sein müssen. Wo wir ultimativ oder nach Lage der Dinge bis auf weiteres keinen Zugang zu den Prämissen und/oder zum subjektiven Interessenbezug des jeweiligen Handelns finden, trägt der »Gründe«-Diskurs allerdings nicht: Es gibt ein nicht unterschreitbares Minimum an Verständigungsmöglichkeit. Und dennoch: Von der Unverständlichkeit quasi ontologisch auf einen reaktiven Verhaltensmodus zu schließen, ist keinesfalls sachlich geboten, sondern brächte nolens volens die Entscheidung für einen depersonalisierten Umgang zum Ausdruck, in dem »Gründe« des anderen nicht interessieren.

Ich sehe dabei von einer Funktionsebene des Psychischen ab, auf der eine reflexive Selbstinterpretation des menschlichen Subjekts ausgeschlossen werden kann. Es wurden schon allochthone Einwirkungen wie etwa beim binokularen Tiefensehen, Richtungshören usw. erwähnt. Da wäre es in der Tat ein Kategorienfehler, in intentionalen Termini zu reden, da mir dergleichen Bedingungen schlechterdings nicht phänomenal gegeben bzw. als »Widerfahrnisse« nicht unter meine Verfügung zu bringen sind. Daß es sich hierbei aber vielfach um eine vergleichsweise unspezifische Ebene handelt, dürfte wohl unstrittig sein – auch wenn zuzugeben ist, daß im einzelnen die Abgrenzung vermeintlich sinnfreier elementarer psychischer Prozesse noch etliche Schwierigkeiten in sich birgt (vgl. zum Vorstehenden genauer Maiers, 1994, 69ff.).

Die Beantwortung der objekttheoretischen Frage nach der an- oder unangemessenen Suspendierung des reflexiven Handlungsmodells kann weder formalwissenschaftslogisch entschieden noch voluntaristisch von der faktischen Präferenz von Forschern für dieses oder jenes Theoriesprachspiel abhängig gemacht oder primär aus ethischen Oberprämissen abgeleitet werden, sondern ist sachgegründet zu beurteilen. Angesichts der Möglichkeit, im der menschlichen Spezifik vorbehaltenen »Gründe«-Diskurs vom »Subjektstandpunkt« eine einheitliche Theoriesprache zu entwickeln, in der auch Kausalität und Teleonomie konsistent miteinander vermittelt sind, sollte der skeptische Vorbehalt, die monistische Position sei von vornherein nicht durchzuhalten, überdacht werden. Die Einschätzung, wonach »die auf einer dialektischen Variante der Hermeneutik aufbauende 'Kritische Psychologie' (...) eine stark antimonistische Dynamik repräsentiert« (Groeben, 1986, 4), basiert allemal auf einem Mißverständnis –, ebenso wie Befürchtungen, hier würden womöglich Erklärungsansprüche, Kausalitätsdenken und gesetzestheoretische Verallgemeinerungen preisgegeben und so eine Renaissance der geisteswissenschaftlich-idiographischen Psychologie in der modernen Gestalt eines hermeneutischen Monismus begünstigt. Auch

in unserem Verständnis ist Psychologie eine empirische Wissenschaft, allerdings mit anderem Empiriebezug ihrer Theorien als üblich. Aber das wäre in der Diskussion v.a. zum dritten Themenblock näher zu erörtern.

Holz kamp: Damit eröffne ich die Diskussion.

Diskussion (II)

Publikum/Reisenzein: Die Frage richtet sich primär an Sie, Herr Holz kamp, aber ich bitte alle, dazu Stellung zu nehmen: Die Reinterpretation von Handlungstheorien als Begründungsmuster begegnet dem einfachen Einwand, daß diese Rekonstruktion nicht vollständig ist und insofern weder die wissenschaftlichen noch die alltäglichen Handlungserklärungen korrekt wiedergibt. Denn es scheint so zu sein, daß es im allgemeinen nicht ausreicht zu zeigen, daß gewisse Gründe *gute* Gründe waren, sondern die Gründe müssen auch *effektive* Gründe gewesen sein. Das zeigt sich z.B. bei überdeterminierten Handlungen. Wenn ich z.B. zu einer Party eingeladen wurde, könnte ich zehn sehr gute Gründe gehabt haben, dort hinzugehen, jeder davon könnte für sich vollkommen ausreichend sein. Tatsache ist aber, daß ein einziger Grund mich wirklich motivierte. Wenn in dieser Lage gefragt wird, warum ich zur Party ging, und als guter Grund angegeben wird, daß ich meinen Boß beeindrucken wollte, was aber gar nicht der Grund war, der mich aktuell motivierte, dann wird diese Erklärung im Alltag nicht akzeptiert. Statt dessen sage ich dann: »Nein, das war nicht der Grund, sondern ich ging deswegen hin, weil die Tochter des Chefs mich gebeten hat, und die mag ich sehr gerne leiden.« Man muß zu diesen Handlungserklärungen sagen: Es genügt nicht, daß Gründe gut sind, sondern sie müssen auch effektiv sein, d.h. sie müssen die Handlung auch verursachen.

Holz kamp: Was Sie dargestellt haben, deckt sich relativ genau mit dem, was ich vorhin gemeint habe. In dem Moment, wo man überhaupt Gründe und Gegen Gründe erwägt, befindet man sich ja im Begründungsdiskurs. Es wird ja nicht behauptet, daß man eindeutig sagen kann: »Die und die Prämissen führen zu den und den Gründen«, sondern es ist ein Unterschied, ob man über Bedingungen oder über Gründe diskutiert. Und m.E. diskutieren die Psychologen implizit, obgleich sie behaupten, sie argumentierten auf der Ebene der Bedingungen, auf der Ebene der Begründungen. Das läßt sich immer sehr gut zeigen, wenn sie ihre Theorien gegen abweichende Evidenz verteidigen. Man müßte das im einzelnen angucken, ich hab dies in meinem Sozialpsychologie-Artikel (1986) ziemlich ausführlich dargelegt, daß in dem Moment, wo die jeweiligen Vorhersagen »nicht eintreffen«, man normalerweise nicht die Hypothese aufgibt, sondern jetzt plötzlich in den Begründungsdiskurs verfällt, und sagt: »Aus den und den Gründen konnte der das ja auch gar nicht machen«. Und da könnten dann

natürlich solche Beispiele, wie Sie sie hier gebracht haben, kommen, nämlich, daß jemand in Wirklichkeit ganz andere Gründe hat. Die nächste Frage ist die nach der Überführung von Handlungsvorsätzen in Handlungen, eine in der analytischen Philosophie intensiv diskutierte Frage. Irgendwie muß man da offenbar eine Art von *ceteris-paribus*-Klausel einschieben, nämlich erstens die Voraussetzung, daß die angegebenen Gründe die wirklichen Gründe sind, und zweitens, daß in der Realität die Umsetzung der Handlung überhaupt möglich ist. Wenn da irgendwas dazwischen kommt, ich will das-und-das machen, und im letzten Moment fällt mir ein Ziegelstein auf den Kopf, dann kann ich es natürlich nicht machen. Also, darin stecken eine Menge schwieriger Probleme, und da gehen auch Kontingenzen ein. Nur sind diese Kontingenzen nicht von der Art, wie sie in den empirischen Wenn-dann-Aussagen behauptet werden. Das wären meine beiden Antworten darauf.

Reisenzein: Damit ist meine Frage nicht beantwortet. Denn das eigentliche Problem ist hier nicht, ob die Person X diesen oder vielmehr jenen guten Grund für die Handlung X hatte, sondern folgendes: Falls ich die Frage »Warum tat Person X die Handlung H?« reformuliere als die Frage »Warum war es vernünftig, daß X H tat?«, kann ich einfach irgendeinen guten Grund der Person nennen, aber das reicht nicht aus. Ich muß nämlich nicht nur sagen, daß der Grund gut war, ich muß auch sagen, daß der Grund effektiv war. Von daher verschiebt sich hier die Reinterpretation mit diesem Beispiel, mit dem ich ein Problem habe, das ich nur so lösen könnte: Eine akzeptable Handlungserklärung muß nicht primär sagen, inwiefern es vernünftig war, etwas zu tun, sondern primär, *warum* die Leute die Dinge taten. Diesbezüglich wird nur ein »constraint« verlangt: Nämlich daß die angegebenen Erklärungen im allgemeinen auch solche sein müssen, die gleichzeitig das Verhalten als rational erscheinen lassen; aber das ist sekundär.

Markard: Ich glaube, daß einer der zentralen Punkte, die man bedenken müßte, der ist, daß die Diskussion bislang im Grunde vom experimentellen Fall ausgeht. D.h. es wird (in unserer Theoriesprache) ein Begründungsmuster formuliert, dann wird eine experimentelle Anordnung konstruiert, die die Prämissen des Begründungsmusters akzentuiert, und dann wird registriert, inwieweit Vpn. sich erwartungsgemäß verhalten. Jetzt können die Versuchspersonen beispielsweise, das wäre mein erster Punkt, aus anderen Gründen als den erwarteten reagieren – wie es z.B. in der Sozialpsychologie des Experiments formuliert worden ist, daß eine bewertungsängstliche Vp z.B. aus anderen Gründen handelt als aus denen, die vom VI durch seine Prämissensetzung nahegelegt werden. Das ist aber nur der eine Fall. Der andere Fall, den Sie ansprechen, würde nämlich auch einem anderen Forschungsvorgehen entsprechen, nämlich zu gucken, inwieweit sich in lebensweltlichen Zusammenhängen auftretende Problemkonstellationen sich darüber erklären – das ist ein problematisches Wort – oder verstehen lassen, daß man dieses hypothetisch inhärente Begründungsmuster zu

konstruieren versucht. Und dies läuft dann aber in solch einem lebensweltlich bezogenen Prozeß auch in diskursiver Form ab, in der nämlich die von Ihnen gebrachten Einwände selber verhandelbar sind. Nur der Ausgangspunkt ist dann ein anderer. Ich komme nachher in meinem Beitrag darauf zurück, weil ich denke, daß das ein zentraler Punkt ist, der sich aber nicht aufschlüsseln läßt von einem Forschungsprozeß aus, in dem Prämissen gesetzt werden, sondern in einem Forschungsprozeß, in dem versucht wird, aus dem »stream of behavior« Begründungsmuster zu rekonstruieren. Und dann taucht genau der von Ihnen genannte Fall auf. Und der ist ohne Begründungsdiskurs nicht erklärbar.

Brandtstädter: Ich wollte gerade zu Herrn Reizenzeins Punkt noch etwas sagen, den ich für sehr wichtig halte. Ich stimme Ihnen völlig zu, daß die Unterscheidung zwischen guten Gründen und wirksamen Gründen wichtig ist, und sie ist auch ein zentraler Schachzug in der causes vs. reasons-Debatte. Ein Theoretiker wie v. Wright hat gesagt, daß man diese traditionellen Grenzziehungen neu bedenken muß; die Frage, ob es zwischen beiden Positionen wirklich eine radikale Unverträglichkeit gibt, bliebe damit offen. Im übrigen muß beachtet werden, daß Handlungen ja in ihrer Entstehung und auch Ausführung durchsetzt sind mit, so möchte ich sagen, nichthandlungsartigen Elementen. Schon wenn ich sage: ein Grund »zwingt« mich, gebe ich ein Bedeutungselement von Handlung preis, nämlich daß ich irgendwie frei bin, auch anders zu können. Auch Einsichten, die mich dazu bringen, ein Argument anzunehmen, basieren nicht auf einer vorausgehenden Entscheidung; sie erfolgen automatisch, nichtintentional. Handlungen sind durchsetzt mit Kausalität. Auch wenn ich eine kulturelle Regel formuliere wie z.B. »In Trier halten alle Autofahrer vor roten Ampeln«, dann gibt es zu dieser Regel eine Kausalgeschichte. In der tauchen Begriffe wie »Ampel« oder »Autofahrer« vielleicht nicht mehr auf, aber die Kausalgeschichte kann relevant werden, z.B. um zu klären, warum ein Verhalten aus der Regelform herausfällt. Mein Standpunkt ist, daß die Psychologie verschiedene Programm-Ebenen umfaßt, die unterschiedliche Probleme lösen und die nicht aufeinander reduzierbar sind, die gleichwohl aber in einem umfassenderen Verständnis zusammengehören. Ich möchte z.B. nicht nur vernünftiges, sondern auch mißlingendes Handeln – einschließlich der »slips« and »lapses« – verstehen. Anders kann man auch nicht zu einem vollen Verständnis der gelingenden Handlung kommen.

Publikum/Brocke: Ich möchte auf einen Punkt kommen, der hier zu wenig diskutiert wird: Das Konzept von *Ursachen*, das Herr Eckensberger verwendet, impliziert das Vorliegen von hinreichenden *und notwendigen* Bedingungen als wesentlicher Bedeutungskomponenten von »Ursache«. Im Hinblick auf die tatsächliche Situation in der Forschungspraxis der Psychologie dürfte dieses Konzept jedoch kaum Relevanz besitzen, es steht vielmehr in merkwürdigem Kontrast zu der gegenwärtigen pragmatischen Wissenssituation in der Psychologie.

Das landläufige Verständnis von wissenschaftlichen Gesetzen (nomologischen Aussagen) in der Psychologie impliziert eine Verknüpfung von *hinreichenden* (nicht notwendigen) Bedingungen und Ereignissen (Konsequenzen). Man spricht in diesem Sinne auch von US-Bedingungen: »unnecessary but sufficient conditions«. Aber selbst dieser reduzierte Anspruch an den Gehalt unserer Hypothesen und Theorien dürfte die wissenspragmatische Realität noch weit verfehlen: Die in der Psychologie in der Regel thematisierten Phänomenbereiche werden von komplexen Bedingungsgefügen beeinflusst, deren Einzelfaktoren gegenwärtig nur sehr unvollständig in den entsprechenden Hypothesen und Theorien erfaßt werden. In der Regel haben wir nur notwendige Teile von hinreichenden (aber nicht notwendigen) Bedingungen unter Kontrolle. Nomologische Aussagen mit einem derartig unvollständigen Bedingungsanteil (»Wenn-Komponente«) lassen sich auch i.S. von Mackie (1965, 1977) als INUS-Gesetze verstehen. Dabei bezeichnet *INUS* den geschilderten Charakter des Bedingungsanteils solcher Gesetze: »incomplete but necessary part of an unnecessary but sufficient condition«.

Unglücklicherweise ist aber anscheinend die wissenspragmatische Situation in der gegenwärtigen Psychologie noch problematischer: Bei den INUS-Gesetzen der Psychologie ist das Verhältnis von berücksichtigten Komponenten einer US-Bedingung zu den nicht erfaßten Faktoren in der Regel extrem ungünstig. Das verdeutlicht etwa ein Blick auf die üblicherweise erreichte aufgeklärte Varianz (Cohen, 1977). Die im Hinblick auf die vollständige US-Bedingung nicht berücksichtigten Faktoren könnte man als *Komplementfaktoren* bezeichnen (Brocke, 1993 und Brocke & Battmann, 1985).

Diese Komplementfaktoren »treiben nun ihr Unwesen«, bildlich gesprochen, was m.E. einer der Gründe ist, warum wir nach solchen Konzepten wie der »rational Handelnde« oder ähnlich problematischen Figuren suchen. Auch das Konzept der Begründungsmuster scheint mir in dieser Beziehung sehr angreifbar zu sein. Wir versuchen, mit diesen Vorkehrungen den Rest der Komplement-Faktoren wieder mit in die Forschung, in unsere Erklärungen, hineinzubekommen. Ob das tatsächlich befriedigend gelingt, hängt jetzt auch davon ab, wie wir diese Konzepte, der »rational Handelnde«, »Begründungsmuster«, oder neue methodische Ansätze einsetzen. Entweder sind es Alibis für den Ausstieg aus empirischen Erklärungen oder aber Programme, die eine neue Art von empirischer Forschung in Gang setzen. [Holzkamp: Das ist es!] Wenn letzteres der Fall ist, können derartige Programme im Prinzip (wenn sie aus logisch-systematischer Sicht dafür geeignet erscheinen), im günstigen Fall, eine konstruktive Wende bedeuten. Ob sie das aber tatsächlich bewirken, hängt dann letztendlich auch immer von ihrem empirischen »Erfolg« ab.

Abschließend eine provozierende Hypothese dazu: Die Art der Psychologie, die wir betreiben, ist nicht mehr nomothetisch (i.S. von US-Gesetzen), sie ist pseudo-nomothetisch (als US-Gesetze behandelte INUS-Gesetze). Wenn wir

die *Notwendigkeit*, Komplementfaktoren angemessen einzubeziehen, explizit zum Thema machen, dann betreiben wir unsere Disziplin vielleicht quasi-nomothetisch. Wir unterliegen dann also keinem nomothetischen Selbstmißverständnis mehr. Und wenn es uns tatsächlich gelingt, die Komplementfaktoren systematisch und angemessen in die psychologische Forschung einzubeziehen, dann können wir vielleicht auch proto-nomothetisch werden. Aber »richtig nomothetisch«, so scheint mir, können wir allenfalls in bestimmten Teilen der Psychologie werden, ich vermute in dem Teil der Psychologie, der sich mit dem primär unwillkürlich determinierten Verhalten befaßt.

Holzkamp: Ich finde, die beiden Beiträge von Herrn Reizenzein und von Ihnen verhalten sich komplementär zueinander. Die Frage ist ja, von welcher Diskursform aus man die jeweiligen Grenzen des Diskurses in den Griff kriegt. Wenn man sagt, man muß zwischen den guten Gründen, die jemand hat, und den wirklichen Gründen unterscheiden, dann sind die letzteren eigentlich Grenzfälle von begründetem Handeln, nämlich solche Gründe, Umstände o.ä., die man mit dem, was man bisher erwogen hat, nicht mehr fassen kann. Man überschreitet da im Grunde den Diskurs, aber im Rahmen dieses Diskurses. Man kann die ganze Frage, ob da noch andere Sachen dahinterstecken, die die wirklichen Gründe sind, überhaupt nur stellen, wenn man auf der Ebene der Gründe diskutiert. Und Sie kommen von der anderen Seite und sagen: In unserem Bedingtheitsdiskurs kommen wir auf Komplemente, wo wir in den Begründungsdiskurs überwechseln müssen. Das finde ich schwierig und zwar deswegen, weil man zwar im Rahmen der Begründungsdiskussion Rand- und Grenzfälle im Sinne der Bedingtheit einbeziehen kann: »Ich kann's nicht mehr verstehen, ich weiß nicht, woher es kommt, das ist mir so gekommen ...«. M.a.W., ich stoße auf die Grenze dieses Diskurses in Anwendung dieses Diskurses. Wohingegen ich, wenn ich nur von Bedingungs-Ereignis-Zusammenhängen rede, von da aus niemals die Kurve kriege, noch Handlungsgründe mit einzubeziehen, es sei denn, ich stecke sie wieder als intervenierende Variablen in die »black-box«. Dann ist aber im Grunde eine wirkliche Berücksichtigung der Handlungs begründungen wieder suspendiert, und man redet nur über sie im Rahmen des Bedingtheitsdiskurses.

Ich wollte dann noch einen Satz zu Herrn Gadenne sagen. Man kann, wie Sie einräumen, angesichts ungeklärter Begründungszusammenhänge in den Bedingtheitsdiskurs überwechseln, man kann aber auch argumentieren, die bisher in Rechnung gestellten Prämissen seien zwar nicht zureichend, aber die Handlung sei dennoch begründet, nur aufgrund von Prämissen, die ich (noch) nicht kenne. Nun fragen Sie dazu: Wollen die Psychologen im Bedingtheits- oder im Begründetheits-Diskurs argumentieren? Ich habe die Frage für mich ein bißchen anders gestellt, und zwar habe ich herauszukriegen versucht, was Psychologen wirklich machen. Und in meinem Sozialpsychologie-Artikel habe ich

gezeigt, daß m.E. die experimentelle Sozialpsychologie tatsächlich sich selber in diesem Begründungsdiskurs bewegt. Im Grunde ist dies eine empirisch-historische Frage. Über die kann man sich nur auseinandersetzen, wenn man die jeweiligen Argumentationen, die ich auf Dissonanztheorie, Entscheidungstheorie und dergleichen angewandt habe, nachvollzieht und guckt, ob sie richtig sind. Das kann man nicht mehr grundsätzlich diskutieren. Dasselbe habe ich jetzt für die Lerntheorien versucht und dabei m.E. gezeigt, daß nicht nur die Konditionierungstheorien, sondern ebenso soziale Lerntheorien wie die von Bandura oder Seligmann usw. tatsächlich im Begründungsdiskurs argumentieren. Was man immer dann merkt, wenn sie ihre Aussagen gegen widersprechende Evidenz verteidigen. Dann wird plötzlich die wirkliche Argumentationsweise, die für mich latent schon immer dahintersteckt, offensichtlich: Sie argumentieren mit Gründen. Die Sache müßte man tatsächlich an Hand von konkreten Theorien inhaltlich diskutieren. Denn es liegt nicht auf der Hand, ob in einem bestimmten Fall ein Begründungsmuster vorliegt oder nicht, sondern es ist eine mühsame Arbeit, die Theorien soweit zu analysieren, daß man die Frage entscheiden kann. Ein letzter Punkt noch: Es ist genau das, was wir versuchen, darauf ein anderes Forschungsprogramm zu begründen, und mein Nachbar Morus Markard wird darüber noch einiges sagen.

Eckensberger: Also erst einmal stimme ich an dem Punkt auch Herrn Brandtstädter zu, daß es eine Mischung (kausaler und deutender Prozesse) ist, um die es in der Psychologie geht. Ich habe ganz bewußt zu karikieren versucht, indem ich die Psychologie ausschließlich als Kulturwissenschaft, regelorientiert dargestellt habe. Das ist nicht so üblich, wie sie kausal zu diskutieren und darzustellen. Aber wichtig finde ich, zwischen der Handlung als einer begrifflichen Analyseeinheit und einer empirischen Untersuchungseinheit zu unterscheiden. Dann erst stellen sich die aufgeworfenen Fragen. Und ich bin zunächst noch gar nicht bei der Nennung von Gründen und dem Diskurs, sondern ich habe zunächst nur versucht, eine bestimmte Begrifflichkeit darzustellen. Der zweite Punkt ist: Herr Reisenzein geht offenbar ganz selbstverständlich davon aus, daß wir wüßten, was Kausalität sei, weil bei ihm nämlich die effektiven Gründe sozusagen per definitionem kausal sind. Ich habe versucht, an diesem Punkt mit Philosophen in einen Diskurs zu kommen, und mein Eindruck ist, daß die viel weniger wissen, was Kausalität ist, als was Verstehen ist. Es ist doch merkwürdig, daß wir den Kausalitätsbegriff als ganz selbstverständlich definiert sehen, während das in der Philosophie keineswegs so ist. Deshalb fand ich v. Wright so interessant, der den Kausalitätsbegriff gerade in einem Handlungskontext rekonstruiert. Der dritte Punkt: Man kann bei dieser Mischung von kausalen und finalen Elementen in Handlungen ja ganz verschiedene Positionen finden. Daß z.B. physiologische Bedingungen wie Wahrnehmungsprozesse Rahmenbedingungen und notwendige – nicht hinreichende – Bedingungen für bestimmte Handlungs-

konsequenzen sind, das gilt nur teilweise. Nehmen Sie als Beispiel etwa, daß physiologische Erregung bei Ärgerprozessen eine Rolle spielt. Dann ist die physiologische Reaktion schon abhängig von einer Deutung der Situation als einer Situation, die einen ärgerlich macht. Deswegen ist selbst dort eine sehr differenzierte Mischung von interpretativen und, wenn Sie so wollen, kausalen – im Sinne von: physiologischen – Prozessen anzutreffen. Letzte Bemerkung, auch um zu zeigen, wie kompliziert ich diese Wechselwirkung oder Durchmischung, von der Herr Brandstädter ja wohl geredet hat, finde: Ein Sohn meines Freundes hat in der Schule gelernt, daß in der Pubertät ganz viel mit ihm passieren wird und er da möglicherweise auch mit seinem Verhalten ein bißchen aus der Spur geraten wird. Jetzt ist er in der Pubertät, und mein Freund kann machen, was er will, sein Sohn erklärt ihm immer: »Das ist die Pubertät, das passiert mir eben, Du kannst von mir nicht verlangen, daß ich das anders mache.« D.h. ein eigentlich »biologischer« Prozeß wird so zu einer sozialen Konstruktion und als Begründung verwendet.

Publikum/Iseler: Ich möchte ein Argumentationsmuster von Herrn Holzkamp fortsetzen: Sie sagten, man müsse sich die Sozialpsychologie oder die Lernpsychologie empirisch ansehen. Ich meine, mit dieser Herangehensweise sollte man sich auch die »Mainstream-Psychologie« als ganze ansehen. Ich wende mich damit an Herrn Maiers: War das als Karikatur gemeint, oder sehen Sie die »Mainstream-Psychologie« tatsächlich so, wie Sie sie eingangs gezeichnet haben? Wenn ja, würden Sie dann das, was auf diesem Kongreß läuft – in Arbeitskreisen etwa zum Thema »Psychologie der Verantwortung«, im Vortrag von Herr Montada in diesem Arbeitskreis oder entsprechenden Passagen seines Eröffnungsvortrags – als Erfahrung über die Realität von Psychologie so deuten, daß die Kritische Psychologie Zuläufer bekommen hat, oder wären Sie bereit, ihre Karikatur von »Mainstream-Psychologie« fallenzulassen?

Maiers: Ich bin unschlüssig, Herr Iseler, worauf ich antworten soll, weil ich, ehrlich gesagt, Ihren Eindruck, daß ich die Mainstream-Psychologie karikiert hätte, nicht nachvollziehen kann.

Iseler: Ich beziehe mich auf Ihre ersten Sätze, die an einem rein naturwissenschaftlich-nomologischen Muster der »Mainstream-Psychologie« orientiert sind. Notabene: Sicher sind Karikaturen ein gutes Stilmittel zur gezielten Überzeichnung einer Botschaft; aber dann muß die Karikatur sich als solche zu erkennen geben!

Maiers: Nein, da möchte ich gern etwas zurechtrücken. Ich habe nur – anknüpfend an den Befund von Klaus Holzkamp und an vorausgegangene Arbeiten von Herrn Brandstädter – gesagt, daß psychologische Theorien, soweit sie sich auf menschliches Handeln beziehen, doppelbödig sind. Sozusagen maskiert hinter der vordergründigen bedingtheitsanalytischen, oder, wie wir sagen:

»variablenpsychologischen«, Sprache über kontingente Wenn-dann-Beziehungen zwischen personalen oder situationalen Bedingungen einerseits, Verhaltens- und Erlebens-Effekten andererseits, verbirgt sich eine intentionale Dimension in der Form von »Begründungsmustern«, jedenfalls von Aussagen über Gründe von Handelnden. Das war zunächst einmal meine Ausgangsfeststellung, und mein Punkt war nun folgender: Wenn dies zutrifft, dann besagt es, daß das, was meist nur als äußerer Gegensatz angesehen wird, nämlich die Dichotomie einer naturwissenschaftlich orientierten, Erklärungsstrategien verwendenden Psychologie einerseits und einer verstehenden, geisteswissenschaftlichen, idiographischen andererseits – das war die »klassische« Entgegensetzung um die Jahrhundertwende oder in den zwanziger Jahren, die man in ihrer Substanz aber auch zu anderen Zeiten antreffen kann –, keineswegs mit der Hegemonie des »nomologischen Denkmusters« überwunden ist. Diesen Begriff habe übrigens nicht ich in mainstream-kritischer Absicht eingeführt, sondern von Theo Herrmann als Vertreter eben jener Richtung übernommen. Die eigentliche Ironie liegt nun darin, daß in der sog. nomologischen Psychologie selber ein Dualismus steckt. Und das ist mein eigentliches Thema, das, nach dem bisherigen Verlauf zu urteilen, hier aus der Debatte herauszufallen scheint, die Frage nämlich: Ist es eine sinnvolle Weise, Psychologie zu betreiben, wenn man bezogen auf ein und dieselbe Gegenstandsebene – das ist, bitteschön, die Voraussetzung, die man mithören muß – verschiedene theoriesprachliche Konstruktionen oder meinetwegen »Sprachspiele« zur Anwendung bringt? Sprachspiele sind ja nicht einfach irgendwelche Entscheidungen für irgendwelche Sichtweisen, theoretischen »Stile« oder dergleichen, sondern bedeuten mehr: Ich realisiere mit oder in ihnen eine ganz bestimmte Erkenntnispraxis, die bestimmte Dimensionen ein- und andere ausschließt. Kennzeichnet diese theoretische Heterogenität – die Dauerkonkurrenz »quasi-paradigmatischer Forschungsprogramme« i.S. Herrmanns – eigentlich einen Zustand der Psychologie, den man gutheißen kann? Das ist meine Frage. Ich halte sie und die dahinter liegende Einschätzung in keiner Weise für eine Karikatur, sondern meine sie ernst. Ich kann mich dabei auch auf »gestandene« Fachvertreter berufen, wie Sigmund Koch und viele andere. Beispielsweise bezieht sich Toulmins (1985) Rede vom »Kult des Empirismus« in der Psychologie auf ihre begrifflichen Unklarheiten und Defizite. Es gäbe noch viele andere Belege. Sie müssen der Diagnose nicht zustimmen, daß die Mainstream-Psychologie sich in einer Krise befinde – ich halte die theoretische Ambiguität in der Tat für die Indikation eines Krisenzustandes, aber das muß man natürlich nicht teilen. Nur, die Frage bleibt: Sind, bezogen auf ein und dieselbe Gegenstandsebene zwei Diskurse gleichermaßen vorstellbar? Ich bestreite das. Das impliziert die andere Frage: Wo liegen die Schnittstellen zwischen unterschiedlichen Diskursen? Wo wechselt man legitimerweise die Ebene? Ich nante oben Phänomene wie binokulares Tiefensehen: Da bewege ich mich auf einer anderen Ebene, als wenn ich über soziale Wahrnehmung rede. Beides bildet

aber realiter einen einheitlichen Prozeß. Oder denken Sie an die Mischformen, von denen Herr Eckensberger sprach, an die Übergänge zwischen Willentlichem und Widerfahrendem innerhalb eines Aktes. Ich komme um die Frage der Bestimmung von Spezifitätsniveaus des psychologischen Gegenstandes und des angemessenen Umgangs an deren »Schnittstellen« nicht herum. Das ist eine Frage kategorialer Klarheit, über die in der herkömmlichen Forschungspraxis kaum reflektiert wird.

Brandtstädter: Ich weiß nicht, ob das mit dem Mainstream so wesentlich ist, ich weiß auch gar nicht, wo er überhaupt und in Deutschland fließt – es genügt doch zu zeigen, daß in manchen einflußreichen Forschungsprogrammen diese oder jene Verständnis- oder Selbstverständnis-Probleme auftreten.

Holzkamp: Ich glaube, daß ein Widerspruch zwischen dem variablenpsychologischen Ansatz und anderen Momenten auch dann eine Rolle spielen kann, wenn man zwischen den beiden Positionen hin und her schwankt. Und die Frage, ob man zu einer einheitlichen Konzeption kommt oder sich mit einer dualistischen Konzeption zufrieden geben muß, die steht m.E. in der Psychologie an. Und die damit zusammenhängenden Probleme hat Wolfgang Maiers dargestellt.

Gadanne: Wir diskutieren jetzt über mehrere Probleme und auf verschiedenen Ebenen. Zum Kausalitätsbegriff wollte ich etwas sagen. Herr Eckensberger, es ist nicht einfach möglich, den Kausalitätsbegriff an das Handeln zu knüpfen, und zwar weil Naturwissenschaftler auch Kausal-Aussagen machen, in Kontexten, wo von Handeln überhaupt nicht die Rede ist. Wenn ein Physiker z.B. sagt, daß die hohe Gravitation in einem Stern einen Druck erzeugt, der die Kerne zum Schmelzen bringt, so geht es hier um Kausalität, aber nicht um Handeln. Und trotzdem verstehen wir, was damit gemeint ist. Und man kann den Sinn einer Kausalaussage auch nicht durch Inus-Bedingungen allein ausdrücken, weil diese zwar einen Teilaspekt erfassen, aber die Idee des Hervorbringens – das eine Ereignis bringt das andere hervor – steckt nicht in den Inus-Bedingungen drin. Die Grundidee der kausalen Beziehung, da stimme ich Mario Bunge zu, ist nicht rückführbar auf andere Begriffe. Man kann den Kausalitätsbegriff allerdings zu vielen anderen Begriffen in Beziehung setzen und dadurch in seiner Bedeutung näher bestimmen – und genau dies gilt auch für viele andere Begriffe, in der Erfahrungswissenschaft ebenso wie in der Philosophie. – Zu Herrn Holzkamp möchte ich folgendes sagen: Vorhin in meinem Beitrag wollte ich tatsächlich auch die *methodologische* Frage beantworten: Ist es denn zweckmäßig und empfehlenswert, in der Psychologie immer so vorzugehen, daß wir nur die Hilfsannahmen, d.h. im speziellen Fall von Begründungsmustern, die Annahmen über die Absichten und Überzeugungen der jeweiligen Personen problematisieren, oder können wir nicht auch die allgemeinen Hypothesen

selbst in Frage stellen? Nun sagt Herr Holzkamp, daß er in seinen Ausführungen mehr Wert auf die Frage gelegt hätte, wie die Sozialpsychologen oder auch Lernpsychologen denn *in ihrer Forschungspraxis tatsächlich verfahren*. Gut, ich würde auch sagen, daß es dort oft so läuft, daß man sehr lange und manchmal auch auf eine nicht sehr sinnvolle, dem Fortschritt nicht dienliche Weise, an Hypothesen festhält. Allerdings ist das nicht immer so. Was tun denn Forscher, die, wie z.B. Kahneman, zunächst einmal gesagt haben: Wir haben hier ein präskriptives Modell, jetzt schauen wir mal empirisch, ob sich Personen so verhalten? Und nun haben sie in vielen Untersuchungen gefunden, Personen verhalten sich nicht so. Haben diese Forscher nun etwa gesagt: Wir halten daran fest, daß Personen sich gemäß dem präskriptiven Modell verhalten, denn sie sind rational? Nein, sondern sie haben die abweichenden Befunde akzeptiert und haben später sogar Hypothesen aufgestellt, die das Gegenteil der früheren Hypothesen aussagen. In der Sache stimme ich mit vielen dieser späteren Hypothesen, die Personen Irrationalität unterstellen, durchaus nicht überein, aber dies ist hier nicht der Punkt. Wir haben hier Beispiele für empirische Forschung vorliegen, in der man eben nicht endlos die Annahmen über die Gründe der Personen geändert, sondern die geprüfte empirische Annahme verworfen hat.

Holzkamp: Empirische Abweichungen sagen für sich genommen gar nichts. Die Frage ist vielmehr, wie man sie interpretiert, ob als Widerlegung der Theorie oder als Nicht-Einschlägigkeit des jeweiligen Begründungsmusters. Aus der mangelnden empirischen Evidenz ergibt sich für sich genommen keineswegs, ob man das eine oder das andere tun soll/wird. Wir können auf diese Weise über das Problem nicht hinwegkommen. – Aber ich glaube, daß die restlichen Beiträge ganz gut daran anschließen: In ihnen geht es um die empirische Geltung.

Markard: Gerade bei den Urteilsheuristiken werden diese Abweichungen im Grunde ja im Gründe-Diskurs verhandelt.

Brandtstädter: Die Leute sind bildbar, wenn man es ihnen sagt, sehen sie es ein.

* * *

Wilhelm Kempf

Zum Empiriebezug subjektwissenschaftlicher Erklärungen

Um den Empiriebezug subjektwissenschaftlicher Erklärungen herauszuarbeiten, möchte ich zunächst bei der methodologischen Unterscheidung zwischen einer handlungstheoretisch-kognitivistischen und einer subjektwissenschaftlich-interpretativen Psychologieauffassung (vgl. Kempf, 1992) ansetzen.